

Predigt über Sacharja 9,9-10

Sollte man, so fragte unlängst *Christian Geyer* in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung¹, sollte man *Luther* angesichts seiner mit verdauungsbezogenen Metaphern gespickten Raserei gegen Bauern, Juden, Papisten, Täufer und Türken, angesichts seiner Art, in jedem seiner Gegner eine Personifizierung des Teufels zu sehen, angesichts auch seiner demonstrativen Intoleranz nicht besser aus unserem kulturellen Erbe ausmustern oder jedenfalls unauffällig halten, statt ihn aufs Jubiläumspodest zu stellen, um sogleich zu antworten: Nein, das wäre schlimm, weil es die Unwilligkeit zeigte, sich in eine widerständige Vergangenheit zu versetzen, die wir mit unserer Erfahrung nicht mehr nachvollziehen können. Und dann zitiert der Autor *Hans Magnus Enzensberger*, der kürzlich in einem Gespräch mit *Alexander Kluge* gefragt habe, wie weit man im Handschuh der vergangenen Zeit vordringen könne, so dass sich diese Zeit noch mit einem „Gefühl von innen“ erleben lasse. Bei ihm selbst, so *Enzensberger* gehe das Gefühl von innen, die Kontinuität des Selbsterlebten, gerade noch bis ins 18. Jahrhundert zurück; für die Zeit davor fühle sich der geschichtliche Raum taub an, auch wenn sich seine Quellen studieren, seine Hervorbringungen bestaunen ließen. Das 16. Jahrhundert habe demnach *per se* schon Exotenstatus, wie solle da ausgerechnet der Berserker *Luther* bei uns Modernen ein Gefühl von innen mobilisieren?, so, wie gesagt *Christian Geyer* in der FAZ, der am Ende beruhigenderweise dann doch zu dem Resümee gelangt, dass man an *Luther* schlicht nicht vorbeikäme, selbst wenn man es wolle.

Die revidierte Ordnung der Predigttexte konfrontiert uns mit einem Abschnitt aus dem Alten Testament, der mutmaßlich aus dem 6. Jahrhundert vor Christus stammt, aber nicht einmal das wissen wir ganz genau. Wie taub fühlt sich das für uns an, wenn uns schon die *Zeit Luthers* nicht mehr wirklich zugänglich ist? Wie taub würde es sich anfühlen, wenn wir in der Kirche nicht die Vereinbarung, gewissermaßen die Geschäftsgrundlage hätten, dass zweitausend Jahre und ältere Texte eine Bedeutung für uns Moderne haben?

Du, Tochter Zion, freue dich sehr, und du, Tochter Jerusalem, jauchze! Siehe, dein König kommt zu dir, ein Gerechter und ein Helfer, arm und reitet auf einer Eselin. Denn ich will die Wagen wegtun aus Ephraim und die Rosse aus Jerusalem, und der Kriegsbogen soll zerbrochen werden. Denn er wird Frieden gebieten den Völkern, und seine Herrschaft wird sein von einem Meer bis zum andern und vom Strom bis an die Enden der Erde.

So steht es beim Propheten Sacharja, aber nach allem, was wir wissen, ist Sacharja nicht der Verfasser dieser Sätze. Der Verfasser ist vielmehr ein Unbekannter, und seine Texte sind an die des Sacharja angegliedert worden, so, wie es auch im Jesaja-Buch geschehen ist. Der Autor unbekannt, die Entstehungszeit unsicher, und genauso unsicher auch, von wem da die Rede ist: eine messianische Gestalt, gewiss, aber die Anspielungen auf Zeitereignisse in diesen Kapiteln bleiben geheimnisvoll, zumal man eben von den in Betracht kommenden Zeiten meist nur wenig weiß – wie taub fühlt sich das an?

Oder fühlt es sich gar nicht so taub an? Denn immerhin entstehen angesichts der alten und nur schwer zu verortenden Weissagung sofort Bilder vor unserem inneren Auge. Wir sehen ihn ja vor uns, den Friedenskönig, der auf seinem Esel in Jerusalem einzieht. Helfen Bilder uns über den *garstigen breiten Graben*, wie *Gotthold Ephraim Lessing* im Blick auf den historischen Abstand gesagt hat, hinweg? Manche Bilder, manche Bildtypen funktionieren genau so, etwa das Reiterstandbild, das Denkmal des siegreich hoch zu Ross in die Stadt einziehenden Feld-

¹ So hat sich Luther das nicht vorgestellt, FAZ vom 18.11.2014

herrn und Herrschers. Das antike Denkmal Marc Aurels auf dem Kapitol, von dem die Römer im Mittelalter dachten, es stelle den den Christen wohlgesonnenen Kaiser Konstantin dar (und das diesem Missverständnis seine Erhaltung verdankt), verstehen wir genauso wie die Denkmäler der frühneuzeitlichen Söldnerführer in Padua und Venedig oder *Andreas Schlüters* Reiterdenkmal des Großen Kurfürsten hier in Berlin. Nicht umsonst holte die sich langsam auf die positiven Aspekte der preußischen Geschichte besinnende DDR das zwischenzeitlich im Park von Sanssouci versteckte Reiterstandbild Friedrichs II. von *Christian Daniel Rauch* zurück und stellte es am alten Standort Unter den Linden wieder auf. Hier ist die Botschaft allerdings eigentümlich gebrochen. Friedrich der Große, am Postament umgeben von hervorragenden Zeitgenossen, Feldherrn und Staatsbeamten, aber auch den von ihm weniger geschätzten Künstlern und Gelehrten, die dort stehen, wo die Pferdeäpfel herabfallen, ist nicht mehr der idealisierte, strahlende Held, sondern wirkt eher erschöpft.

Für die frühen Christen lag die Zeit Sacharjas genauso weit zurück wie für uns die Zeit *Luthers*. Trotzdem erkannten sie in dem im Sacharja-Buch überlieferten Bild des auf seinem Esel in Jerusalem einziehenden Messias ihren König wieder. Das Evangelium erzählt vom Einzug dieses Königs in die heilige Stadt: von der seltsamen Auffindung des Esels – auf etwas umständliche Weise soll hier ganz deutlich werden, dass sich im Kommen Jesu die prophetische Weissagung erfüllt –, von der Volksmenge, die Kleider und Zweige auf dem Weg ausbreitet, damit Jesus wie auf einem Teppich reiten kann, von anderen wiederum, die ihm vorangehen und nachlaufen, eine Art Geleitzug, wenn auch ein eher grotesker, und dabei unablässig *Hosianna* schreien. Die Zweige, von denen hier die Rede ist, haben übrigens einem anderen Sonntag im Kirchenjahr den Namen gegeben: dem Palmsonntag.

Was verbirgt sich hinter der Geschichte vom Einzug Jesu in Jerusalem? Der Versuch Jesu, die Macht an sich zu reißen, wie man gemutmaßt hat? Eine Selbststilisierung im Sinne des Prophetenwortes? Die Aufforderung an das zum Passahfest versammelte Volk, ihm nachzufolgen und so das Reich Gottes auf Erden Realität werden zu lassen? Warum sind die Römer angesichts dieser Ovation für Jesus nicht sogleich eingeschritten? Wie viele Menschen haben an diesem Einzug überhaupt teilgenommen? War es nur eine kleinere Gruppe oder ein breiterer Kreis? Immerhin heißt es gleich darauf, dass sich *die ganze Stadt* über das erregte, was hier vor sich ging, während die geistlichen und weltlichen Behörden überlegen, wie sie den Spuk beenden können. Allerdings muss Gelegenheit dazu sein. Vorläufig können sie nichts anderes tun als – zu warten, und so werden sie wider Willen Zeugen des triumphalen Empfangs, den das Volk Jesus vor den Toren Jerusalems bereitet.

Aber auch hier ist das Bild gebrochen, beinahe zur Karikatur geworden und eignet sich insofern jedenfalls nicht als Vorlage für ein Reiterstandbild. Denn Jesus ist nicht der siegreich heimkehrende Held, sondern er geht in den Tod, nicht hoch zu Ross, sondern auf einem Esel. Und die am Straßenrand sind nicht das Siegevolk, sondern ganz im Gegenteil: Es sind die Kinder und Unmündigen, die Armen, die Traurigen, die Sanftmütigen, die, die hungern und dürsten nach Nahrung und nach Gerechtigkeit, die Friedensstifter, die, die immer zu kurz kommen, die ihre Ellenbogen nicht so gut einsetzen können – Jesus ruft sie zu sich: *Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!* Das sind die, die jetzt am Straßenrand stehen und ihre Palmzweige schwenken, weil sie wissen: Es ist *ihr* König, der da zu ihnen kommt, dieser armselige König auf dem Eselsfüllen. Denn dieser König bringt ihnen das Leben.

Wie taub fühlt sich das an? Wie weit weg ist das von uns? Der entscheidende Abstand ist nicht der zeitliche.

Amen.